

Andreas Pietsch

SEPTEMBERSONNTAG

Roman

Titelfoto: AdobeStock: /Photobeps 529210572, / 1027441811

Autorenfoto: Christine Blei Photography · christineblei.de

Das auf der Rückseite abgebildete Katzensgold stammt von der Zeche Graf Schwerin (Castrop-Rauxel). Der Bergmann Hubert Pietsch, Vater des Autors, brachte den Stein 1968 seinen Kindern von unter Tage mit.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über portal.dnb.de abrufbar.

Impressum

1. Auflage August 2025

Lektorat: Marion Voigt, folio-lektorat.de

Layout und Satz: Joachim Bartels

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch

Druck und Bindung: Totem, u. Jacewska 89,

88-100 Inowroclaw, Polen

© Klartext Verlag, Essen 2025

ISBN 978-3-8375-2739-1

Alle Rechte der Verbreitung, einschließlich der Bearbeitung für
Film, Funk und Fernsehen, CD-ROM, der Übersetzung, Fotokopie
und des auszugsweisen Nachdrucks und Gebrauchs im In- und
Ausland sind geschützt.

www.klartext-verlag.de

INHALT

DAS ELEND	8
DIE GRUPPE	27
DIE KATASTROPHE	111
DAS WIEDERSEHEN	154
DER WAHRE KERN	159

KLARTEXT

Jakob Funke Medien Beteiligungs GmbH & Co. KG
Jakob-Funke-Platz 1, 45127 Essen
info.klartext@funkemedien.de
www.klartext-verlag.de

NAMENSVERZEICHNIS

CASTROPER KINDER

- Heinrich Waimann / Katze (13 Jahre)
Eltern: Elfriede und Richard
- Rudolf Villis (8) Alfred Villis (11)
- Eltern: Klara und Wilhelm
- Stephan Walkowiak (10) Mutter: Gertrud
- Josef Walter (10) Mutter: Franziska
- Leo Talarczyk (11)
- Karl Mathis (14)
- Hans Götte (7)
- Willy Götte (8)
- Hermann Laumann (6)

CASTROPER SCHULE

- Agnes Exner (Lehrerin, 27)
- Dr. Mannsherr (Rektor, 60)

POSEN

- Rozalia (Köchin, 24)
- Witek (ihr Vater, „fast 50“)
- Lothar Eichblatt / Łotr / Schuft
(seit 1903 Gutsbesitzer)
- Małgośka (Bedienstete)
- Anna Płoszka (Lehrerin)
- Grzegorz (Kind aus Bierschlin/Wreschen)
- Hinz (Polizist)

Frei nach einer wahren Begebenheit.

Im Kern entspricht der Ausgang auf dem
Gutshof dem historischen Geschehen.
Trotzdem: Das meiste ist erfunden.

DAS ELEND

März und April 1918

„Bäh, Steckrüben!“ – Der ritualisierte Ausruf gehörte für die beiden Jungen an den Beginn eines Mittagessens wie das Amen ans Ende des Tischgebetes. In diesen kargen Zeiten war der Speiseplan genauso eintönig wie die Gespräche. Steckrüben, Hunger, Krieg, Steckrüben, Hunger, Krieg. Die herb-süßen Ackerfrüchte gab es zum Frühstück als Suppe, mittags als Schnitzelersatz und am Abend als Kuchen. Da freute man sich geradezu auf Steckrüben-Marmelade am Sonntag.

„Wenn es euch nicht passt, dann frisst was aus dem Kohlenschuppen“, brachte Vater Wilhelm die Jungen zur Räson. Manchmal suchte sich seine resignierende Wut ein falsches Ventil. Dann brauchte er gar nicht erst in Klaras mütterliche Augen zu blicken, um sich die Rüge für seine Grobheit abzuholen. Die Scham über die unbeherrschte Äußerung stellte sich von selbst ein. Schließlich fühlte Wilhelm wie seine Söhne. Es kam kaum was zu essen auf den Tisch und das Wenige schmeckte fad. Seit mehr als einem Jahr blockierten die Engländer die Nahrungslieferungen. Die heimische Kartoffelernte war schlecht ausgefallen. Was da war, ging an die Front oder blieb bei den Bauern.

In den Chroniken hieß es später: Das Ruhrgebiet hungerte. Dortmund hungerte. Bochum hungerte. Recklinghausen hungerte. Und das kleine Castrop dazwischen hungerte auch. Vor dem Krieg hatte die Herzlichkeit der

Revierleute einen hellen Kontrast gebildet zu den vom Kohlestaub geschwärzten Häusern. Mehr und mehr über-tünchte nun ein tristes Grau die Gemüter. Man musste die Menschen genau ansehen, um noch ein paar Nuancen in den Schatten der Gesichter zu unterscheiden: ein zuversichtliches Grau, ein trotziges Grau, ein verzweifelteres Grau, ein totes Grau. Und stets der Hunger!

Nicht einmal der Krieg wurde satt. Er langte im März 1918 noch immer kräftig zu, verschlang Menschen und Hoffnung. Historiker bezeichnen das 1914 begonnene Desaster als den Ersten Weltkrieg. Schon dieser erste verlangte den Menschen das Letzte ab.

Wilhelm Villis war stolz auf seine Söhne Rudi und Alfred und darauf, dass sie dieses triste Leben mit kindlicher Unbekümmertheit bewältigten. Alfred war elf, Rudi acht Jahre alt. „Noch zu grün für die Schufterei im Pütt“, sagte Wilhelm, wenn ihm wieder einmal bewusst wurde, dass dem Ruhrgebiet die Arbeitskräfte ausgingen. Vor allem aber war er darüber froh, dass Alfred und Rudi zu jung fürs Militär waren. Niemals sollten sie für Gott, Vaterland oder einen wilhelminischen Popanz töten. Und schon gar nicht dafür sterben.

Der Rüffel des Vaters sorgte für Ruhe am Tisch. Lustlos löffelten die Jungen das undefinierbare Essen. Ohne Öl, Fleisch und anderes Gemüse blieb die Steckrübenmahlzeit extrem kalorienarm, dünn. Alfred und Rudi hatten das Glück, dass sie das alles zwischendurch vergessen konnten. Anders als die erschöpften und zermürbten Eltern.

Die Monotonie des Speiseplans, die Härte des Alltags, die Hartnäckigkeit des Winters. Mit Minustemperaturen

krallte er sich am März fest. Anstatt den bunten Frühlingsboten auf den Wiesen Platz zu machen, klebte er jeden Morgen seine Eisblumen an die Fensterscheiben. Die Nerven der Menschen waren genauso geschunden wie ihre Kleidung.

Und keine Besserung in Sicht. Bestenfalls ein paar Hoffnungsschimmer. Vor ein paar Tagen hatte das Deutsche Reich Frieden geschlossen mit Russland. Im Februar hatten die Deutschen und Österreicher mit der Ukraine einen Brotfrieden vereinbart. blieb zu hoffen, dass das Wort hielt, was es versprach. Brot und Frieden für beide Seiten.

Die Zechen im Ruhrpott standen unter Dampf. Wilhelm Villis war Bergmann wie seine Brüder wie sein Vater wie sein Schwager wie alle. Hundert Millionen Tonnen Kohle pro Jahr zogen die Fördertürme nach oben. Und das, obwohl viele Kumpel den tiefen Schacht gegen den Schützengraben eingetauscht hatten. Die Soldaten fraßen den Dreck an der Front, die Bergleute unter Tage. „Bei uns klebt weniger Blut dran“, sagte Wilhelm.

Wäre das Volk nicht so erschöpft gewesen, hätte es endlich rebelliert. Gegen diesen alle menschlichen Werte verachtenden Krieg, gegen das unsinnige Schlachten und Sterben, gegen die Arroganz der Mächtigen, die den fruchtbaren Nährboden für all das schuf.

„Wir schlucken unsere Wut runter, dann haben wir wenigstens etwas im Magen“, sagte Wilhelm manchmal. Leise. Irgendwo hatte er gelesen, dass die Leute in den Großstädten keine Trauerkleidung tragen durften, wenn ihr Sohn im Feld gefallen war. Das würde die Stimmung nur noch weiter drücken, hieß es von behördlicher Seite. Wut. Die kleinen Kinder macht der Hunger kaputt, die großen

ein Geschoss. Und die Eltern sollen so tun, als habe der Gram sie nicht längst zerfressen.

* * *

„Wir gehen zu Katze.“

Die Eltern waren froh, wenn der Große den jüngeren Bruder unter seine Fittiche nahm. Alfred überragte die Gleichaltrigen und ging für dreizehn durch. Beim Armdrücken auf der Schulbank hatte er schon manch einem Aufschneider aus der höheren Klasse Respekt eingeflößt. Für Rudi war Alfred ein starker und verlässlicher Freund. Solange er sich bei ihm anhängte, konnte ihm nichts Schlimmes widerfahren.

Die beiden trafen sich fast täglich mit Heinrich Waimann aus der Cottenburgschlucht. Die „Schlucht“ war ein schmaler, unbefestigter Weg. Auf der einen Seite ging es steil hoch in den kleinen Wald. Auf der anderen klebten sechs, sieben Häuser eng aneinander. Dort, wo sich der Weg ins freie Feld verlor, begann das Gelände der Pferderennbahn mit ihren natürlich gewachsenen Hindernissen. Bis Kriegsbeginn hatten dort regelmäßig sportliche und gesellschaftliche Großereignisse stattgefunden.

So richtig hell wurde es in der Cottenburgschlucht nie und am wenigsten für Heinrich und seine Mutter. Vor einem halben Jahr erreichte sie die Nachricht vom Heldentod des Vaters. Der Bergmann Richard Waimann war ein letztes Mal unter die Erde gegangen, diesmal nicht tief, anderthalb Meter vielleicht, aber für immer. Eine Halbwaise und eine Kriegerwitwe mehr.

Wegen seiner beträchtlichen Katzensammlung hieß Heinrich für jeden nur Katze. Er besaß die meisten und die prächtigsten Stücke. Seinen größten Schatz konnte der Dreizehnjährige kaum mit einer Hand halten.

Alle Söhne und Töchter von Bergmännern sammelten ein paar dieser goldschimmernden Brocken. Unter Tage lagerten Unmengen davon. Pyrit oder Schwefelkies hießen sie bei den Mineraliensammlern. Manche sprachen dem Pyrit heilende Kräfte zu und schworen bei Arthritis und Ischias-Schmerzen darauf.

Für die Kumpel war Katzensgold wertloses Zeug. Nach der Schicht kramten sie hin und wieder einen hühnereigroßen Klumpen aus der Arbeitstasche. Den übergaben sie ihren Kindern wie eine Kastanie, die sie auf dem Nachhauseweg beiläufig aufgelesen hatten. Man bedankte sich brav und packte den Brocken zu den anderen in den Karton unter dem Bett.

Bei Heinrich war das anders, er hegte seine Sammlung wie andere Jungen Zinnsoldaten oder die Mädchen ihre Puppe. Sein Vater Richard hatte ihm bis zur Einberufung täglich ein Stück Katzensgold aus der fünfhundert Meter tiefen Unterwelt mitgebracht. „Mit einem schönen Gruß vom Berggeist. Er lässt dir ausrichten, du sollst in der Schule tüchtig lernen, damit du später dein Geld bei Tageslicht verdienst und nicht ein Leben lang wie dein Alter im Dunkeln wühlst.“

Das war das Ziel vieler Familien: Die Kinder sollten nicht im Dreck rumkratzen, Gefahren eingehen und ihre Gesundheit riskieren. So stolz der Bergmann auf seine Arbeit war, so wenig wünschte er, dass der Sohn ihm nacheiferte. „Wenn du dich nicht rechtzeitig vom Bergbau

abwendest, verfallst du ihm“, hatte Richard seinen Sohn gewarnt.

Dabei war es nicht die Plackerei, die Richard Waimann zu schaffen gemacht hatte. „Kohle, Staub und Hitze sind die kleinsten Feinde unter Tage“, hatte er immer gesagt. „Und an die unmenschliche Schufterei gewöhnst du dich.“

Es war die Angst. Beim Einsteigen in den Förderkorb verbiss sie sich in seinem Nacken und ließ erst wieder locker, wenn er zum Schichtende in der Schwarzkaue seine schmutzige Kleidung auszog. Arbeitslumpen nannte er sie.

Als Kind hatte Richard Waimann die Geschichten von den Grubenunglücken gehört. Acht Tote in Recklinghausen, neununddreißig Leichen in Dortmund, in Frankreich waren es mal über tausend.

Einmal, um die Jahrhundertwende, hatte es Richards Familie getroffen. Onkel Hermann war unter der Erde nach einer Schlagwetterexplosion erbärmlich krepirt. Erst lebte er noch. Die Kumpel, darunter Vater, Bruder und Schwager, bekamen ihn einigermaßen freigeschaufelt. Doch ein Fuß klemmte fest zwischen Gesteinsbrocken. Als die Sanitäter eintrafen, halluzinierte Onkel Hermann schon und kehrte nur noch sekundenweise in die schwarze Steinkohlewelt zurück. Fuß und Unterschenkel waren nicht zu retten, aber vielleicht der Mensch. Es musste schnell gehen, denn der Streb drohte weiter einzubrechen. In ihrer Verzweiflung griffen die Männer zum Fuchsschwanz.

Ob der Onkel an den Schmerzen, am Entsetzen oder am Blutverlust gestorben ist, hat später keiner herauszufinden gewagt. Niemand reinigte den wahren Kern der Geschichte vom Kohlenstaub der schauerlichen Übertreibungen. In die Familienchronik ging Onkel Hermann als der

tapfere Hauer ein, dem sie mit achtundzwanzig das Bein abgesägt hatten. Ohne Betäubung und ohne Erfolg.

Die Erwachsenen waren damals bald wieder im Normaltempo durch die Mühen des Alltags geschritten. Anfangs mehr gebückt als sonst, später fand der einbeinige Onkel kaum noch Erwähnung. Außer in Richards Kopf. Die Vorstellung von der Säge, die sich durch Haut, Fleisch und Knochen fraß, hatte in sein junges Leben eine tiefe Angstfurchen gerissen, die er ein paar Jahre später provisorisch zuschütten musste. Denn es gab für seinen Broterwerb nichts als den Beruf des Bergmanns. Richard wollte das nie, aber der Vater hatte es so bestimmt. „Keine Flausen!“

Also fuhr Richard in die Grube ein und schuftete wie jeder. Die Bergleute waren kräftig, mit drahtigen Oberarmen, die schweres Werkzeug gegen massives Material schlugen. Der moderne Drucklufthammer machte die Arbeit nicht leichter, nur effizienter. „So ein Ding wiegt seine zehn Kilo, die musst du erst mal im Liegen gegen das Flöz stemmen“, waren sich die Bergmänner einig, dass ihnen der technische Fortschritt den Körpereinsatz nicht abnahm. Richard war zufrieden mit seinem Tagewerk, wenn er die schweren Loren mit den Steinkohlebrocken zum Förderkorb bugsierete. Weil er und die anderen Männer unten ihr Leben riskierten, rauchten oben die Schornsteine. Und alle hatten einen warmen Arsch.

Richard gewöhnte sich an die Arbeit, aber nie an die Angst. Sie blieb sein Begleiter. Darüber reden konnte er mit niemandem. Die Kumpel gaben sich rau und hart wie das Leben. Sie waren aus anderem Holze geschnitzt, aus anderem Granit gemeißelt. Wenn ihre Mädchen von den Gefahren sprachen, kehrten die Kerle den starken Macker

raus, priesen die Kameradschaft, einer für den anderen, alle zusammen. Nein, Mädchen, sorgt euch nicht. Eure Männer beherrschen mit Schlägel und Eisen den Stollen. Gegen die Dunkelheit hilft die Karbidlampe, der Steiger zeigt den Weg. Und er hat sein helles Licht bei der Nacht, und er hat sein helles Licht bei der Nacht schon angezünd't, schon angezünd't.

Seinem Sohn, den die Freunde nur Katze nannten, wollte Richard die ewige Fortsetzung der Familientradition ersparen. Vater im Pütt, Opa im Pütt, Uropa im Pütt, viele verschütt. Was Besseres sollte Heinrich werden. Vielleicht Schriftsetzer in einer Druckerei oder Elektriker. „Bevor ich meinen Jungen auf die Zeche schicke, hacke ich ihm lieber eine Hand ab“, hatte Richard auf der Taufe seines einzigen Kindes gesagt.

Das war 1905 und jetzt dreizehn Jahre her. Die Gäste schwiegen damals. Alle dachten wie Richard und alle wussten, dass es einmal anders kommen würde. Den Beruf des Bergmanns vererbt man im Ruhrpott wie die Haarfarbe. Da machse nix, sagen die Leute.

1916, zwei Jahre nach Kriegsausbruch, riefen Vaterland, Kaiser und Ehre Richard zu den Waffen. Die nationale Selbstüberschätzung war inzwischen abgeklungen, aber das von Menschenhand provozierte Stahlgewitter tobte noch immer über die Schlachtfelder. Auf die Angst im Bergwerk folgte die Angst vor den Schrapnells und Tanks. Ein schlechter Tausch, wie Richard bald klar wurde. Der Auswurf des Krieges sind keine Helden. Sondern Leichen, Witwen und Waisen.

Als Richard den Kriegsdienst antrat und seine schäbige Bergmannskleidung gegen eine schlecht sitzende Uniform

eintauschte, da ahnte Heinrich, dass sein Vater der Katzensammler nie wieder etwas hinzufügen würde. Er betrachtete sie als fertig. Ein für alle Mal abgeschlossen war besser als ewig unvollendet. Den Ausdruck hatte er mal aufgeschnappt. Der Lehrer hatte von dem Werk eines berühmten Komponisten gesprochen, das unvollendet geblieben war. Heinrichs Sammlung sollte kein Fragment sein. Sie erzählte eine Vater-Sohn-Geschichte, die mit Richards Einberufung ihre dramatische Wendung nahm und kurz danach an der Front ein jähes Ende fand. Grausamer Tod, aber vollendete Sammlung.

Andere Bergleute, die von Heinrichs Begeisterung für Katzensammler wussten, ließen dem Halbweisen über ihre Kinder neue Stücke zukommen. Der Junge lehnte ab. Jede Ergänzung seiner Sammlung wäre für ihn ein Verrat am Vater gewesen. Katze arrangierte seinen Schatz im Schuppen hinter dem Haus: Mit seinen Freunden Rudi und Alfred verbrachte er Stunden vor dem Regal, das sein Vater aus abgetretenen Fußbodenbrettern gebaut – „zusammengekloppt“ – hatte.

Katze besaß ein koloriertes Foto aus Südamerika. Es zeigte einen würfelförmigen Katzensammlerbrocken mit spiegelglatten Seitenflächen. Wie pures Gold glänzte der Pyrit-Quader in einer groben Männerpranke, die er rechts und links überragte. Katze hatte das Bild mit einem Nagel am Regal befestigt. Später wollte er nach Peru reisen, um ein solches Prachtstück zu finden und in den eigenen Händen zu halten. Ja, nach Peru! Dorthin zog es ihn.

Einen so imposanten Klumpen hatte sein Vater nie aus den Tiefen des Ruhrgebietes gehauen. Das Katzensammler des Ruhrpotts war wie die Menschen hier: unauffällig, bloß

kein Protz. Eher ein feines Funkeln als ein strahlender Schein. Einen halben Kilometer unter Castrop hatte der Pyrit keine goldigen Würfel geformt. Er war eher auf das Gestein gehaucht oder gesprenkelt. So nahmen ihn die Bergmänner wahr: Glitzerpunkte im schlackegrauen Gestein. Im Schein der Grubenlampe inszeniert sich unter Tage eine märchenhafte Schönheit, die oben aber eher an Firlifanz und Tand als an wertvolle Schätze erinnert.

„Unser Katzensammler sieht aus, als hätte ein geiziger Pastor mit seinem Weihwasserwedel ein kleines bisschen Edelmetall in der Grube verteilt“, hatte Richard einmal gesagt. Seinem Sohn Heinrich sollte sich dieses Bild für immer einprägen: ein übertrieben sparsamer Kirchenmann, der mit großer Geste wenig Glanz in die Dunkelheit bringt.

Immerhin etwas Glanz. Auf Katzes Freunde wirkten die unzähligen metallischen Goldtupfer wie eine Verheißung.

„Wenn das echtes Gold wäre“, schwärmte Rudi, „würde ich mir ein Pferd kaufen und wegreiten.“

„Wohin?“, wollte sein großer Bruder wissen.

„Weiß nicht. Einfach weg. Wo es viel zu essen gibt für mich und meinen Braunen. Ich kaufe einen Bauernhof. Du und Mama, ihr kommt mit. Und Papa natürlich.“

Und Papa.

„Ihr habt wenigstens noch einen.“ Katze schluckte das Heulen hinunter. Seine Sammlung war greifbare Erinnerung an den Vater. Es tat ihm gut, wenn Alfred und Rudi mit großem Verlangen auf seinen Reichtum schauten. Aber wenn sie nur beiläufig ihren Alten erwähnten, wurde ihm bewusst, dass er es war, dem etwas fehlte. Rudi und Alfred hatten zu Hause, was er nie wieder besitzen würde. Einen Vater.

Mag sein, dass Katzes Sammlung bei den Villis-Brüdern Neid aufkommen ließ. Der verflog, sobald die Brüder den Schuppen verließen und kurz danach bei ihren Eltern ankamen. Auf dem Kilometer zwischen Cottenburgschlucht und Marienstraße ging diese harmlose Lust auf ein paar wertlose Steine im Straßengraben verloren. Dann blieb Katze mit seinem Neid auf eine vollständige Familie zurück. Und der blieb. Ihn nahm er mit ins Haus, mit in die Nacht, mit in jeden neuen Tag. Und Mutter weinte.

Von all dem verstanden die Brüder nur wenig. Deshalb traf sie Katzes Groll unvorbereitet: „Wenn das echtes Gold wäre, dann wäre es mein echtes Gold. Ihr würdet euch davon gar nichts kaufen!“

Rudi schwieg. Ihm war kalt, er hatte Hunger und wollte nach Hause.

Als die Brüder auf dem Heimweg von der Cottenburgschlucht in die Cottenburgstraße bogen, trat Leo Talarczyk aus dem Wald. „Du hast doch bestimmt wieder irgendeinen Scheiß gemacht“, begrüßte Alfred den Gleichaltrigen.

Leo grinste und kramte aus seiner Hosentasche eine Handvoll feuchte und fast vermoderte Bucheckern. Jeder nahm ein paar und pulend setzten sie zu dritt ihren Weg fort. Leo war Alfreds Mitschüler, nicht Schulfreund. Leo hatte keine richtigen Freunde. Er führte das Leben eines Außenseiters: mittelgroß, schwarze Haare. Auf der unreinen Haut sprossen die ersten Pickel, die er mit schmutzigen Händen ausdrückte, was hässliche Entzündungen im Gesicht zurückließ. Niemand mochte ihn so richtig, niemand lehnte ihn ganz ab. Leo war da, aber er gehörte selten dazu.

Vor einem halben Jahr hatte auch der Letzte begriffen, dass der Elfjährige komisch war. Da hatte sich Leo nach Unterrichtsschluss im Klassenraum versteckt. Er wartete, bis es im gesamten Gebäude still war. Dann begann er mit der Arbeit. Leo türmte Bänke und Tische in der Mitte des Raumes zu einem riesengroßen Haufen. Kein Möbelstück blieb unverrückt. Mit größter Kraftanstrengung und Geschicklichkeit wuchtete er zuletzt den Lehrerstuhl wie ein Gipfelkreuz auf den höchsten Punkt des konfusen Gebildes. Am nächsten Morgen war die Aufregung groß. Der Lehrer tobte, die Direktion war empört. Ein Schuldiger wurde nicht ermittelt. Weil kein Schaden zu beklagen war, verfolgte niemand die Angelegenheit. Den Mitschülern gegenüber erklärte Leo: „Da hat wohl ein Künstler ein großes Werk geschaffen.“ Keiner verstand, was er damit meinte. Aber jeder spürte Leos innere Aggression, die sich in einem zynischen Grinsen den Weg nach draußen bahnte. „Später werde ich Künstler.“

Damit wussten die Kinder alles über den unheimlichen Möbelhaufen. Niemand verriet Leo.

* * *

„Alfred und Rudi können den Sommer über nach Posen“, empfing Klara Villis ihren Mann, als er erschöpft von der Untertageschicht nach Hause kam.

Wilhelm beugte sich vor, um seine abgeschabte Arbeitstasche auf dem Fußboden abzustellen. Arme und Hände waren müde und hatten nur noch einen Wunsch: loslassen. Er bekam den Rücken nicht richtig krumm,

wollte aber auch nicht in die Knie. Deshalb schien es, als würde ihm die Schwerkraft dieses Stück Leder aus der Hand reißen. Die Tasche plumpste nach unten.

Dabei war sie schon auf dem Hinweg zur Arbeit leicht gewesen. Sie hatte nichts als ein Stück Papier enthalten, in das Klara sein spärliches Karo eingepackt hatte. Karo sagen sie im Ruhrgebiet zu einer belegten Brotscheibe. Wie so oft fehlte jeder Belag. Nicht einmal eine dünne Schmalzschicht erinnerte an bessere Zeiten. Trockenkaro nannte Wilhelm diese für einen hart arbeitenden Mann unzulängliche Kost.

„Von Mai bis September werden die Jungs in Posen gut versorgt“, sagte Klara. Die Aussicht auf regelmäßige Mahlzeiten für Rudi und Alfred entschädigte sie dafür, dass sie ihre Kinder so lange Zeit in fremde Hände geben würde. Wilhelm blickte seine Frau an.

„Und was sagen unsere Jungs dazu?“

„Sie freuen sich, weil sie viele von denen kennen, die mitkommen.“

Wilhelm zog den Stuhl unter dem Küchentisch hervor. Die Nachricht kam nicht überraschend. In den letzten Tagen verbreitete sich auf dem Pütt das Gerücht, dass die Castroper Verwaltung für vierzig Kinder einen Platz in Posen aufgetrieben habe. Mehrere Städte aus Ruhrgebiet und Rheinland schickten Gruppen in die östliche Provinz.

Weit weg von der Stadt, die ihre Bürger nicht mehr versorgen konnte, sollten die Jungen den Sommer auf einem Gutshof verbringen. Die Auswahl traf die Schule. Wilhelm wusste, es durften die mit, denen man den Mangel am deutlichsten ansah oder deren Vater im Krieg war. Sein Rudi und sein Alfred gehörten zur ersten Gruppe. Die

Schule hatte erkannt, dass die Eltern keine Gelegenheit fanden, außerplanmäßig Wurst, Brot oder eine Handvoll Möhren aufzutreiben. Die Erniedrigung würgte ihn. Alle Kraft, die Wilhelm besaß, fraß das Bergwerk. Niemand hielt es ihm vor, dass seine Kinder darben. Trotzdem litt er unter seinem ohnmächtigen Versagen.

„Ja, lass Alfred und Rudi für den Sommer nach Posen. Sollen sie sich jeden Tag satt essen – oder wenigstens nicht hungern.“

* * *

„Mama, bitte, ich will mit“, Stephan konnte hartnäckig sein. Gertrud Walkowiak weigerte sich, den Zehnjährigen nach Posen abzugeben. Das Amt hatte sie informiert, dass für ihn ein Platz frei sei. Aber Gertrud lehnte das ab! Ihr Mann war an der Front, dennoch kam die Frau einigermaßen durch die Zeit. Ihre Schwester hatte erst kürzlich in der Nachbarstadt Herne einen Bauern geheiratet. Bescheidener Hof, aber groß genug, dass von dort Eier, Butter und Kartoffeln ins Haus kamen und die amtlichen Zuteilungen ergänzten. Das reichte für sie, für Stephan und für die siebenjährigen Zwillinge Margarethe und Berta. Warum sollte sie Stephan für Monate in die ferne Provinz ziehen lassen, wo sie einen kräftigen Jungen hier zu Hause benötigte? Stephan hatte das Alter erreicht, in dem er Kohlen aus dem Keller schleppen und Anmachholz hacken konnte. Außerdem schickte sie ihn regelmäßig zum Bauernhof von Onkel und Tante, um dort etwas abzuholen.

„Mama, ich will ein Stück Kuchen!“

Während Gertrud in Gedanken noch bei der Landverschickung war, blickte Stephan gierig zum Schrank hinauf. Dort stand das Blech mit dem Streuselkuchen, den sie am Vormittag gebacken hatte. „Den gibt es erst, wenn Papa da ist. Vielleicht kommt er heute Abend“, wies die Mutter den nörgelnden Sohn ab.

„Dann gib mir wenigstens einen Streifen vom Rand“, bettelte Stephan weiter.

„Nein, sag ich!“

Keine Reise, kein Kuchen. Stephan suchte nach einem bisschen Hoffnung. „Vielleicht erlaubt Papa, dass ich mitfahre.“

„Warten wir es ab. Ich bin sicher, er ist dagegen, dass du nach Posen fährst.“

Hugo Walkowiak war seit fast drei Jahren Soldat. Bisher hatte er zweimal Fronturlaub erhalten. Beim ersten Mal war seine Mutter gestorben. Das zweite Mal kurierte er den Oberschenkeldurchschuss aus, den er nur knapp überlebt hatte. Und nun war seinem Urlaubsgesuch „einfach so“, wie er geschrieben hatte, stattgegeben worden. Gertrud wusste seit ein paar Tagen, dass er bald eintreffen würde. Als es mitten im Gezänk um Kuchen und Posenfahrt kräftig gegen die Tür pochte, stockte ihr der Atem.

Sie öffnete, Stephan blieb am Küchentisch zurück und spähte der Mutter hinterher. Der Mann vor der Tür nahm eine militärische Haltung ein. Stephan hörte nur wenige Bruchstücke, aber er verstand alles. „Hugo Walkowiak ... ja ... Heldentod ... tapfer ... für Kaiser und Vaterland ... Ruhm und Ehre. Auf Wiedersehen!“

Gertrud kam leichenblass zurück in die Küche. Sie streckte sich und holte das Blech vom Schrank. Die Zwi-

linge eilten aus dem Nachbarzimmer herbei und starrten ihre Mutter an, die den Kuchen auf den Tisch stellte. „Ihr könnt ihn aufessen.“ Sie tat noch ein paar ziellose Schritte. Dann sank sie kraftlos auf den Boden.

Zwei Tage später meldete Gertrud ihren Sohn für die Fahrt nach Posen an.

* * *

„Ich war bis vor einem Jahr an einer Mädchenschule. Und da soll ich jetzt allein mit vierzig Jungen nach Osten zu den Polen fahren?“

Agnes Exner wehrte sich gegen den „vaterländischen Spezialauftrag“, von dem Rektor Dr. Mannsherr sprach. Er hatte die Lehrerin aus dem Unterricht in sein Büro zitieren lassen.

„Sie fahren nicht zu den Polen, sondern nach Posen. Das gehört zu unserem geliebten Deutschen Kaiserreich!“

Er formulierte das nicht als Bitte oder höfliche Anfrage. Eher als eine dienstliche Anweisung. Beim Militär hätte man gesagt: Befehl.

„Fräulein Exner, das ist eine Ehre für Sie, eine Ablehnung wäre schändlich und unverzeihlich.“

Selbstgerecht stieß Dr. Mannsherr den Rauch seiner Zigarre aus. Dabei verzog sich seine gierige Nase, als versuchte sie, ein paar Schwaden wieder einzusaugen. Das mächtige Organ, getragen von einem üppigen Kaiser-Wilhelm-Bart, folgte dem nach oben entweichendem Qualm. Dadurch streckte und straffte sich Mannsherrs Doppelkinn. Agnes erkannte, dass die dürftigen Rationen der

letzten Monate am erhabenen Schulrektor Spuren hinterlassen hatten. Aber auf andere Weise als bei der darben- den Arbeiterschaft. Während der Hunger dem einfachen Volk die Backenknochen kantig ins Gesicht modellierte, gingen bei dem gut situierten Sechzigjährigen lediglich die wulstigen Folgen der früher allzu üppigen Mahlzeiten zurück. Schlank oder gar abgemagert war Mannsherr gewiss nicht. Nur etwas weniger feist.

Der Rektor hielt es für seine staatsmännische Schuldig- keit, die Verschickung der Kinder in ein gewichtiges Gan- zes und national Bedeutsames einzuordnen. „Der Kaiser verpflichtet jeden Deutschen, ihm und dem Reich nach Kräften zu dienen. Ihre Aufgabe als Lehrkraft ist es, die Jungen in dieser schweren Zeit nach Posen zu führen, wo sie sich für spätere Dienste moralisch und körperlich er- tüchtigen.“ – Mannsherr atmete tief durch. „Mein Kind, ich erwarte, dass Sie diesen Auftrag zu meiner Zufrieden- heit und zur Zufriedenheit Seiner Majestät ausführen.“

Das herablassende „Mein Kind“ brachte Agnes Exner in Rage, aber sie zeigte keine Reaktion. Im Unterricht, ja, da konnte sie ihrem Ärger mit einer Ohrfeige Luft machen. Bei einem Schulrektor war das nicht möglich. Agnes misstraute modernen Pädagogen, die die körperliche Züch- tigung infrage stellten oder gar strikt ablehnten. Vielmehr glaubte sie an die erzieherische Wirksamkeit von Prügel. Wenn es zweckdienlich war, griff sie zum Rohrstock.

„Die Hälfte der Bevölkerung von Posen ist deutsch. Das ist eine blühende deutsche Stadt und eine deutsche Pro- vinz mit Landwirtschaft, die die Bevölkerung gut ernährt“, dozierte Mannsherr, als er sich hinter seinem riesigen Beamtschreibtisch erhob und damit das Gespräch für

beendet erklärte. „Alles Weitere erfahren Sie von der Schulbehörde. In drei Tagen, Mädchen, fährt dein Zug.“

* * *

Deutsche Stadt, deutsche Provinz. So hätten es die Herr- schaftlichen gerne. Beflissene Untertanen glaubten und verbreiteten diese Mär.

Agnes Exner ahnte, was ihr bevorstand. Das polnische Ter- ritorium war unrechtmäßig besetztes Gebiet. Seit der Teilung 1795 standen die Einheimischen unter fremder Herrschaft. Russland, Österreich und Preußen hatten das Land wie ein Brathähnchen zerlegt und sich schmatzend einverleibt.

Alle Versuche der Deutschen, das polnische Volk zu „germanisieren“, mussten fehlschlagen. Die Polen wollten niemals Deutsche werden – keine guten und erst recht keine schlechten. Stattdessen wollten sie nur eines: sich ihr Polentum, ihre nationale Würde und Sprache bewahren.

„Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben“, san- gen die Menschen schon zu Beginn des neunzehnten Jahr- hunderts. Ihre heimliche Nationalhymne hingegen klang seit zehn Jahren aggressiver und nannte den Feind der Einheit beim Namen: „Der Deutsche wird uns nicht ins Gesicht spucken, nicht unsere Kinder germanisieren.“¹

Das Einzige, was Einschüchterung, Ungerechtigkeit und Unterdrückung erreicht hatten, war ein sich stetig verschär-

¹ Das Gedicht „Rota“ von Maria Konopnicka (1842 bis 1910) er- schien 1908.

fender Konflikt. Der Weltkrieg schürte bei den Polen berechnete Hoffnungen, dass sie nach mehr als hundertjähriger Teilung zu einem Staat zusammenfinden würden. Aber noch war das ein Wunsch, bestenfalls eine Verheißung.

Diejenigen Deutschen, die ihren Wohnsitz nach Posen verlegt hatten, brachten wenig Interesse für die polnische Lebensart auf. Warum eine fremde Sprache oder Kultur kennenlernen, wenn man aus dem Land von Goethe, Bach, Luther und Dürer stammte?

Zwar gab es preußische Politiker, die den Versuch unternahmen, die polnische Seele zu schonen. Aber die saßen weit weg im Berliner Reichstag und dort eher in den hinteren Reihen. Manche schlugen vor, dass wenigstens ein paar deutsche Beamte in Posen Polnisch lernten. Dafür wurde sogar eine Prämie ausgelobt.

Gebracht hat das nichts. Beamte empfanden es als wenig ehrenhaft, wenn man sie aus dem preußischen Kernland in die Provinzhauptstadt Posen versetzte. Der Staat musste bei ihren Bezügen etwas drauflegen, um die Männer für ein paar Jahre in die Ostmark zu locken. Ähnlich war die Stimmung in den Garnisonen. Offiziere und Soldaten wurden stationiert, wieder abgezogen und durch neue ersetzt. Die wenigsten betrachteten es als das Ziel ihrer militärischen Laufbahn, dem verehrten Kaiser in der Provinz zu dienen und in Posen deutsche Werte und Tugenden zu repräsentieren.

„Wenn schon die Stadt die Menschen abschreckt, wie wird es erst auf dem Lande sein? Und dahin soll ich allein mit vierzig Kindern fahren.“

Zu gern wäre Agnes geflohen.

DIE GRUPPE

Mai bis August 1918

Anfang Mai, Bahnhof Castrop, Montagmorgen, Viertel vor sechs. Noch verlor sich Agnes allein auf dem Bahnsteig. Um halb vier hatte ein Traum sie aus dem Schlaf gestoßen und den Weg zurück verbarrikadiert. Das mulmige Gefühl hatte sich noch immer nicht verflüchtigt. Agnes hatte von einem Unglück geträumt: Kinder in der Arbeitskleidung von Schaffnern, Heizern und Lokführern saßen spaßend und plaudernd in einem irrwitzig schnell fahrenden Zug, der ungebrems mit martialischer Wucht in ein Meer von Schienen und Panzern raste. Von dem Kreischen des Stahls beim Aufprall war sie aufgeschreckt. Ein bedrückender Gedanke schoss ihr durch den Kopf: „Ich habe das Metall schreien hören, aber keine Menschen.“

Jetzt erwartete Agnes die ersten Mitfahrer. Diejenigen, die zur Viktoriaschule gingen, würde sie erkennen, weil sie dort unterrichtete. Von den anderen wusste sie gerade mal die Namen und welche Schule sie besuchten: die Castroper Altstadtschule, die Augustaschule im Stadtteil Obercastrop und die Franziskusschule auf Schwerin.

Eine Sitzbank, von den Ausdünstungen der Dampflokomotiven verdreckt, diente ihr als Pult. Darauf hatte sie handgeschriebene Listen ausgebreitet und sie mit Kieselhäufchen vor dem Wegwehen geschützt. Ihr war nicht klar, ob sie für vierzig, zweiundvierzig oder doch nur für